



Die Waffen im Altertum.

Wird wohl je die gesegnete Zeit erscheinen, in der alle Völker einstimmig ausrufen: „Die Waffen nieder!“ Weit, sehr weit in der Zukunft scheint eine solche Zeit noch zu liegen, denn gegenwärtig überdönt der Ruf „Zu den Waffen“ den friedlichen ersteren und heiße Kämpfe finden in fernen Teilen unseres Erdballs statt. Heutzutage spielen die Waffen in der That eine bedeutende Rolle, man ist deshalb fortgesetzt bemüht, dieselben noch weiter zu vervollkommen, das heißt mehr tobringend zu konstruieren.

Es dürfte vielleicht von Interesse sein, einmal einen Blick in die Zeit zu werfen, in der die Waffen noch auf der ersten Entwicklungsstufe standen, sowie die bei den ältesten Völkern gebräuchlichen Angriffs- oder Verteidigungsinstrumente näher kennen zu lernen.

Schon in der Urzeit, in der der Mensch häufig genug gezwungen war, sich gegen andere Menschen oder gegen wilde Tiere zu verteidigen, äußerte sich das Bestreben, für die Verteidigungsmittel, die letztere von der Natur erhalten haben, durch Werkzeuge Ersatz zu schaffen. So entstanden die ersten Anfänge jener Waffen, die im Laufe der Jahrhunderte eine so hohe Entwicklungsstufe erreicht haben. Man unterscheidet Schutz- und Trutz-Waffen; jene werden verwendet, um den Erfolg der feindlichen Angriffe abzuschwächen oder ganz zu vereiteln; diese dazu, den Feind selbst zu schädigen und womöglich kampfunfähig zu machen. Zu letztgenanntem Zwecke sind anfangs große Knüttel und Steine benutzt worden, und zwar ursprünglich in dem Zustande, in dem die Natur sie eben darbot. Die Entwicklungsgeschichte der Waffen teilt man gewöhnlich in vier Perioden ein. Die älteste ist die Steinzeit. Sie umfaßt die Waffen aus Knochen und Holz, sowie aus roh behauenen, später geschliffenen Gesteinen. Auf diese vorgeschichtliche Periode folgt die Bronzezeit, in die die aufgefundenen Metall-

waffen der alten Germanen, Skandinavier, Bretonen, Kelten, Gallier usw. gehören. Die dritte Periode ist die Eisenzeit, zu der die Waffen des zu Ende gehenden Altertums, sowie die des beginnenden

Mittelalters gerechnet werden. Der ganze folgende Zeitraum bildet die vierte Periode. Steine, Knochen, Holz, Horn und Tierhäute waren die ersten Stoffe, die der Mensch zur Herstellung seiner Waffen benutzte. Auch heute noch besteht die Bewaffnung der Wilden aus diesen Naturprodukten.

Eine der ältesten Waffen des Menschen ist der Bogen. Er bestand aus einem elastischen, hölzernen Biegel, an dessen beiden Enden eine Sehne befestigt war. Die mit dieser Waffe abzuschießenden Pfeile wurden mit Spitzen aus Steinen, Knochen oder Horn versehen. Anfänglich plump und dreieckig, erhielten diese Pfeilspitzen eine immer sorgfältigere Bearbeitung, man machte sie blatt- oder raufenförmig, zuweilen verah man sie auch mit Widerhaken. Gleichfalls in vorgeschichtlicher Zeit schon bekannt war der Lasso, ein zehn bis fünfzehn Meter langer aus ungegerbter Haut geflochtener Riemen, an dessen einem Ende eine lose Schlinge angebracht war, die einem einzufangenden Tiere um den Hals oder die Hörner geschleudert wurde. Eine eigenartige Waffe der Ägypter war das sogenannte Tem, das etwa die Form einer Streitart mit gekrümmter Schneide hatte, durch eine oben angebrachte Kugel aber zugleich die Wucht einer Keule erhielt. Ungewöhnlich groß waren die Schützen beim Spannen nicht selten das eine Ende mit dem Fuß auf dem Boden festhalten, um das andere mit der Hand niederdrücken zu können. Die Pfeile waren aus Rohr gefertigt und hatten eine Gabel zum Aufsetzen auf die Sehne; ihre Spitzen bestanden aus Eisen, Erz oder Stein. Eine bisher noch ungenannte ägyptische Waffe ist die Wurfleine, auch Lasso genannt, die an den Enden mit Kugeln versehen war.

Von den Schutzwaffen ist in erster Linie das Schild zu nennen. Er hatte nicht selten Manneshöhe, war oben abgerundet und unten viereckig, ein mit einem Deckel verschließbares Loch gestattete die Beobachtung des Feindes, ohne das es nötig war, sich selber bloßzustellen. Als Kopfschutz diente den Ägyptern eine anliegende Kappe



Südländische Schönheit.

aus Leder oder Fild, die mit Metallplättchen besetzt war; nur der König trug einen hohen Metallhelm mit der Königsfahne verziert. Im übrigen bestand die Rüstung des Königs aus einem mit buntfarbenen Metallschuppen bedeckten Panzerhemd aus Krotodilshaut wurden getragen. Arm- und Beinschienen, die gleichfalls schon bei den Ägyptern in Gebrauch waren, wurden nur von den Königen und den obersten Kriegsherrn angelegt.

Bei Besprechung der assyrischen Waffen erfahren wir, daß die Assyrer die Ballisten und Katapulten, Maschinen zum Schleudern von Wurfgeschossen, die sich später auch bei den Römern und Griechen finden, erfunden haben, worauf der Autor zu den Griechen übergeht.

Ziemlich genau unterrichtet sind wir über die Bewaffnung der Griechen. Von der uns eine Anzahl alter Waffenstücke erhalten ist. Zu Homers Zeiten, etwa 1000 v. Chr., bestanden noch sämtliche griechische Waffen aus Bronze, obwohl das Eisen schon bekannt war. Als Hauptwaffe diente der Speer. Er war elf bis fünfzehn Fuß lang, mit breiter, langer und scharfer Schneide versehen und wurde sowohl zum Stoß als zum Wurf benutzt. Der eigentliche Wurfspieß hatte die Form eines langen Pfeiles und ein unwickelter Riemen verlegte ihn beim Wurf in Drehung. Das Schwert mit gerader Klinge, zum Hiebe und Stoße dienend, war anfänglich kurz und breit, später lang, zweischneidig und spitz; die Schneide war viereckig. An der linken Seite des Kriegers hing das Parazonium, ein kurzer, breiter, doppelschneidiger Dolch. Schleuderer gab es zu Homers Zeiten noch nicht, vielmehr warf man die großen Steine noch mit den Händen, dagegen waren die Pfeilbogen schon eingeführt. Sie hatten eine Länge von acht Fuß, waren aus Tierhörnern gearbeitet und von eigentümlich gekrümmter, der sogenannten Sinus-Form. Für ganz besonders gewandte Schützen galten die Kreter.

Wie alle Waffen bei den Griechen eine größere Vollkommenheit erlangten, so entwickelte sich auch der Panzer bei ihnen zuerst zur Plattenrüstung. Der griechische Schildpanzer war aus Brust- und Rückenplatte zusammengesetzt, die ja aus einem Stück gegossen oder geschmiedet waren und mittels Schnallriemen verbunden wurden; Knemiden oder Beinschienen vervollständigten die Rüstung. In späterer Zeit kamen zum Schutze des Unterleibes Panzerflügel auf. Auch Schuppenpanzer, Ringpanzer und Lederkoller wurden getragen. Sehr vielgestaltig waren die Helme; man verschah sie meist mit Stirnschildern, Nackenschutz, Stirnbändern oder Backenschirm, sowie mit Nasenschutz; gewöhnlich hatten sie einen Kamm. Ueber der linken Schulter trug der Krieger den Schild. Er war rund, später oval mit zwei Handgriffen versehen. Wie die Ritter des Mittelalters ihre Wappen, so trugen auch die Griechen schon zu Homers Zeiten auf ihren Schilden Schildzeichen, wie z. B. einen Anker, ein Metisenhaupt, einen Stierkopf, das Dreibein usw.

Von den griechischen Geschützen sind uns keinerlei Exemplare erhalten geblieben. Wir wissen indessen, daß sich die alten Griechen einer tragbaren Waffe, Gastraphetes genannt, bedienten, die der mittelalterlichen Armbrust sehr ähnlich war. Auch die Katapulten, die Sturmmaschinen der Griechen, hatten in ihrer Konstruktion viel Ähnlichkeit mit der Armbrust.

Den griechischen Waffen sehr ähnlich waren die Waffen der Römer. Was uns darüber bekannt ist, ist teils aus den Werken alter Schriftsteller entnommen, teils geht es aus den Darstellungen römischer Krieger auf Grabdenkmälern, Triumphbögen usw. hervor; erhalten sind uns nur sehr wenige römische Waffenstücke.

In der ältesten Zeit der römischen Geschichte fertigte man die Waffen wahrscheinlich ebenso wie in Griechenland, ausschließlich aus Bronze; zur Zeit des Polybios aber, der die römische Bewaffnung etwa um das Jahr 200 v. Chr. beschreibt, verwendete man dieses Metall nur noch für Schutzwaffen, namentlich Helme und Brustschilder, während die Angriffswaffen aus Eisen oder Stahl hergestellt wurden.

Eine charakteristische Waffe der Römer war das Klum, eine Art Wurfspeer, der bei Eröffnung des Gefechtes auf den Gegner geschleudert wurde und so den Schwertkampf einleitete. Die Waffe setzte sich aus einem in eine Spitze auslaufenden Eisen und einem mächtig starken Holzstange zusammen, die fest miteinander verbunden waren. Jeder Teil war viereinhalb Fuß lang, der ganze Speer hatte eine Länge von neun Fuß. Es gab kleine und große Klum; die Schwerbewaffneten führten zwei, ein kleines und ein großes. Als Hauptwaffe diente das Schwert, Gladius genannt. Es war kurz und wurde an der rechten Seite getragen. Etwa um das Jahr 100 nach Chr. kamen lange Schwerter auf, die den Namen Spatha führten. Auch ein Parazonium, ein kurzer, breiter Dolch, wurde getragen, gleich wie bei den Griechen; doch war das Parazonium mit Blutrinnen versehen.

Ueber die Bewaffnung der germanischen Völker während der Bronzezeit ist uns sehr wenig bekannt. Wir wissen nur, daß ihre Hauptwaffe in einem Speer, der sogenannten Franca, bestand, die sowohl zum Wurf, als auch zum Stoß und Hieb geeignet war. Aus derselben entwickelte sich die germanische Streitart; in Franken kam ein Kriegsbeil, die Franziska genannt, auf, während im nördlichen Deutschland und in Skandinavien der Streithammer, Mjölner genannt, sehr gebräuchlich war. Die Goten und Gallier führten eine Wurfspeule, Catega oder Teutonia, die etwa eine Elle lang, am unteren Ende stark mit Nägeln beschlagen und mit einem Riemen versehen war, mittels dessen man die Keule nach dem Wurf wieder anzog. Aus dieser Wurfspeule entstand später eine in Deutschland, namentlich in Süddeutschland und in der Schweiz sehr verbreitete Schlagwaffe, der Morgenstern. Diese Waffe hielt sich bis ins 15. Jahrhundert hinein. In den Bauernkriegen findet man die Morgensterne massenhaft verwendet.

## Der Hansel kommt.

Novelle von Balduin Möllhausen.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Er wird sich beim Umherklettern ungeschickt genommen haben und mit den Flügeln zwischen zwei Stäben hängen geblieben sein," tröstete er. "Ich hörte ihn jernern und fluchen, konnte aber nicht hinein, meinte auch, daß ihm die Dunkelheit zuwider. In zweimal vierundzwanzig Stunden ist alles ausgeheilt —"

"Mutterchen, der Hansel kommt!" fiel der Vogel mit tosender Stimme ein, und Bufow lachte und die Looftendore lachte und erklärte, daß der Kaptein ihr einen grausamen Schrecken eingejagt habe. Aber er, als derselbe mit gefärbtem Gefieder wieder munter in seinem Käfig umherkletterte, beruhigte sie sich einigermassen und wurde sie für eine weniger bedrückende Unterhaltung zugänglich.

Etwas später, da standen sie beide an der Gartentür. Die Looftendore hielt ihres jungen Freundes Hand. Ihr vermittertes Antlitz hatte einen unbeschreiblich wehmütigen Ausdruck angenommen; Wehmut umflorte ihren Blick, indem sie anbot:

"Wer's mit dem Wasser hält, aus dem bringt's nimmer jemand heraus, und zu loben ist, wer sich mit dem Müßiggang nicht befreundet. Das weiß ich von meinem Hansel her, und Sie selber sind ja ein Hansel. Hab' Sie deshalb doppelt gern. Sie gemahnen mich an mein totes Kind, und dann von wegen des Kapteins, der 'nen aufrichtigen, ehelichen Mann in ihnen erkannte. Wie aber mein Segen unser Kind auf allen seinen Fahrten getreulich begleitete, will ich auch Ihnen einen solchen so recht aus meinem vollen Herzen mitgeben. Denken Sie, es war Ihr eigen totes Mutterlein, das Ihnen durch mich einen Himmelsgruß zuschickte." Sie säumte einige Atemzüge, um ihrer Bewegung Herr zu werden, und als sie in Bufows Antlitz die Merkmale einer tiefen Rührung entdeckte, fuhr sie noch inniger fort: "Wenn Sie jetzt gehen, weiß ich, daß Sie morgen und noch mehr Tage wieder zu mir herauskommen, und da ist's kein arges Weh für mich. Lassen Sie's

daher mit meinem heutigen Segen und 'nem guten Abschiedswunsch genug sein. Kommen Sie und gehen Sie; sagen Sie aber nicht: „Heut ist mein letzter Tag hier.“ Das möchte mich zu schmer an die letzte Stunde mit meinem Kinde erinnern. Bleiben Sie endlich fort, so weiß ich, woran ich bin, und daß Sie aus Liebe zu der einsamen alten Looftendore so handelten. Und nun tritt ich Sie noch recht inständiglich um etwas: wenn Sie erst in der Ferne sind, weit, weit auf dem großen Wasser, und die Sonne scheint oder der Mond, und das Meer, hat sich ausgetobt, wie ein mutwilliges Kind, und liegt da, als wär's müde und schläfrig, dann denken Sie an die einsame alte Frau hier, der ihr Herzeleid von den Leuten als ein Fehler angerechnet wird, und das, weil ihr der Kaptein 'ne liebere Gesellschaft als die Menschen mit ihren losen Zungen. Denken Sie an mich und sehen Sie über Bord, tief tief ins blaue Wasser hinein — vielleicht ist's gerade die Stelle, wo mein einzig Kind schläft — und rufen Sie zu ihm hinunter: „Hansel, Deine Mutter grüßt Dich mit ihrem alten, wunden Herzen! Hansel, Deine Mutter ist hoch bejahrt und hilflos. Sie wartet auf Dich, daß Du sie abholst. Sie kann nicht von dannen, wenn Du sie nicht auf Deinen starken Armen fortträgst, fort zu Deinem Vater im Himmel und zu Dir selber.“ Ja, das rauen Sie meinem Kinde zu, die Wellen sind so beweglich, die tragen's sicher zu ihm hinab und fluchen's in einen Traum ein, damit es ihn nicht störe — nein, nein, vergessen Sie's nicht: Hansel — Dein Mutterchen wartet — auf Dich —"

Die letzten Worte erklangen in Wehmut. Tränen rollten über die gerunzelten Wangen. Den Schürzenzipfel emporhebend, kehrte sie sich ab, und Bufow keine Zeit zu einer Erwidrung gönnend, begab sie sich schnellen Schrittes nach der Hütte hinüber. Was er ihr hätte sagen können, hatte sie in seinen ehrlichen, feuchtschimmernden Augen gelesen.

Triibe blickte Bufow ihr nach, bis sie in der Thür verschwand, dann schlug er sinnend den Heimweg ein. Eine kurze Strecke hatte er erst zurückgelegt, da kniete die Looftendore in dem Dachstämmerchen vor dem Bett. Das Haupt in die Kissen vergraben, schluchzte sie heftig. Was sie empfand, was sie dachte, was sie in ihrem Thun und Handeln lenkte, ihr die Last der Jahre erleichterte, was ihrer stillen Heiterkeit Lebenskraft verlieh, ihre freundlichen Hoffnungen nie einschummern ließ, ihr die Einsamkeit teuer machte: Alles, alles fiel zusammen in das einzige Gefühl einer unvergänglichen, über das Grab hinausreichenden, heiligen Mutterliebe.

### VII.

Alles war nach Bufows Wunsch geordnet worden und nichts hielt ihn mehr. Trotz der mehrfachen Verhandlungen mit dem von ihm benollmächtigten Notar, der zwischen ihm und Frese vermittelte, hatte er täglich Zeit gefunden, ein Stündchen bei der Looftendore zu verbringen. Ueber die bevorstehende Abreise wurde nicht mehr gesprochen. Die Alte schien alle darauf bezüglichen Andeutungen vergessen zu haben. Selter bewegte sie sich in ihrer kleinen Häuslichkeit umher und mütterlich sorgte sie für ihren Gast, wie für den vollständig wieder geheilten Kaptein. Nur Eins befreudete sie und sie äußerte sich frei darüber: die Müllerdore verlegte ihre kurzen Besuche seit einiger Zeit in den Vormittagsstunden. Bufow hätte ihr Aufschluß erteilen können; allein in den Gesprächen über sie beschränkte er sich auf die beiläufige Bemerkung, daß die nachmittäglichen Luftströmungen ihre Anwesenheit auf der Mühle erheijchten.

Der vierte Tag nach Bufows feindlicher Begegnung mit dem Nothaarigen neigte sich seinem Ende zu. Es war der seines letzten Besuchs bei der Looftendore. Was verabredet worden, hielt er getreulich. Nichts in seinem Wesen verriet die Absicht, folgenden Morgens in der Frühe die Gegend zu verlassen, nichts in dem Wesen der Alten, daß sie der für sie in unbestimmte Ferne gerichteten Trennung gedenkte.

Der Wind legte heftig über die Haide, Dore wurde daher um so weniger erwartet. Gern hätte Bufow vor seinem Scheiden sie noch einmal wieder gesehen, allein nach den bei der letzten Zusammenkunft empfangenen Eindrücken wagte er nicht, auf-



zufuchen. Der Wind blies heftig, die Mühle aber stand, als wäre sie dem Verfall preisgegeben gewesen. Vor der Thür des Wohnhauses saß der alte Hagemann. Sein Gesicht strahlte in kindlicher Freude. Seine Schuld war von Frese auf einen anderen übertragen worden; auf wen, das kümmerte ihn nicht. Er war glücklich in dem Gedanken, auch fernerhin in stillen Stunden sich am Anblick des Silbers und Goldes weiden zu können. Er war glücklicher als seit Wochen und Monaten, weil Frese sein Freien um Dore nicht mehr mit Drohungen begleiten konnte.

Heftig setzte der Wind über die Haide. Um so mehr überraschte und erfreute es die alte Einsiedlerin, als Dore plötzlich bei ihr eintrat, zunächst sie und dann Busow mit heiteren Worten begrüßte. Ja, heiter und sorglos klangen ihre Worte, und doch war ihr Antlitz so bleich, als hätte der Tod sie angeweht gehabt.

Vom schnellen Gehen sei es, meinte sie, als die Alte sie fragte, ob sie ein Gespenst gesehen habe, vom schnellen Gehen und kurze Rast würde alles wieder in Ordnung bringen. Dabei fühlte sie Busows ängstlich forschenden Blick, und noch sorgloser klang ihre Stimme, indem sie sich mit den Worten zukehrte:

„Nur auf ein paar Minuten bin ich herübergekommen. Es überfiel mich eine Ahnung, daß die Großmutter nicht recht bei Wege sei; das ließ mir keine Ruh'. Ich mußte sie sehen, und da hielt ich die Mühle an trotz der dringenden Arbeit. Jetzt ist alles gut. Ich hab' sie wohl aufgefunden, und wenn Ihre Zeit um ist, mögen wir mit einander aufbrechen.“ Sie lachte hell, klopfte zärtlich die Wangen der ihr geschmeichelt zurückenden Alten und bemerkte über die Schulter zu Busow: „Wir haben uns lange nicht gesehen, daher giebt's mancherlei zu reden.“

Wohl verstand Busow die versteckte Aufforderung, und sich erhebend, erklärte er, daß er schon zu lange gesäumt habe. Sein mit Bedacht in flüchtige Worte gekleideter Abschiedsgruß bestärkte die Loosendore in dem Glauben, ihn folgenden Tages wieder zu sehen, und nachdenklich, mit einem Gemisch herzlichen Wohlwollens und stiller Trauer blickte sie den beiden jungen Leuten nach, als dieselben sich langsam entfernten.

„Ich werde heute etwas weiter mit Ihnen gehen,“ hob Dore an, sobald sie sich außer der Hörweite der Alten befanden; „bis in den Tannenkamp begleite ich Sie, wo der Mühlenpfad sich abzweigt.“

Ihre Stimme tönte hart, sogar ausdruckslos, und als Busow zu ihr aufsaß, erkannte er über die Wandlung, die plötzlich auf dem schönen Antlitz stattgefunden hatte. Denn eben noch von einem allerdings erzwungenem Lachen erhellt, ruhte jetzt undurchdringlicher Ernst auf demselben.

„Eine doppelte Freude für mich,“ antwortete er förmlich verwirrt; „trug ich mich doch mit dem Gedanken, bei unserem letzten Beisammensein durch eine vermessene Bemerkung Ihr Mißfallen erregt zu haben.“

Dore zuckte die Achsel ungeduldig. Sie ließ die Blicke nachlässig in die Ferne schweifen und sprach wie beiläufig:

„Morgen reisen Sie ab. Da hielt ich's für gerecht, Ihnen Lebewohl zu sagen.“

„Wer verriet das?“ fragte Busow, erschrocken einfallend.

„Was die Vögel auf den Dächern sich zuschreien, sollte ich wohl wissen,“ versetzte Dore ruhig; „aber noch anderes ist's, was mich von der Mühle herüberführte: Sie sagten einst, fremde Familienangelegenheiten seien nicht die Ihrigen, und dennoch haben Sie unbefugterweise sich in die meinigen gemischt. Das Geld, welches mein Vater dem Frese schuldet, haben sie zurückerstattet, und das geschah aus Mitleid.“ Sie lachte herb und fügte spöttisch hinzu: „Mag ich auch in Ihren Augen Bedauern verdienen, so tief bin ich nicht gesunken, daß ich die Barmherzigkeit fremder Menschen über mich ergehen lassen mußte.“

„Nicht Mitleid, Dore, nicht Barmherzigkeit trieb mich zu dem Verfahren,“ erklärte Busow in beschwörendem Tone, „mein — hören Sie mich zu Ende,“ fuhr er noch dringender fort, als das Mädchen Miene

machte, ihn zu unterbrechen, „Gönnen Sie mir, daß ich mich rechtfertige, Sie von der Nebligkeit meiner Absichten überzeuge. Aus Mitleid und Barmherzigkeit entspringen Geschenke, die mögen immerhin peinlich wirken, wenn die Berechtigung dazu fehlt, was ich hingegen unternahm — da Sie vor der Zeit Kunde darüber erhielten, zögere ich nicht, alles offen zu bekennen — das sieht keinem Geschenk ähnlich. Nur ein Darlehn hab' ich ausgethan, wie's Brauch ist unter den Menschen, sogar unter Geschäftsleuten, die einander nie im Leben gesehen; ein Darlehn, für welches ich zu seiner Zeit die Zinsen erhebe, womit ich indessen nicht eile.“

„Um sich hinterher, wenn auch nur vor dem eigenen Gewissen zu rühmen, daß Sie meinem Vater und daher auch mir eine große Wohlthat erwiesen,“ versetzte Dore und ihre Augen sprühten förmlich.

„Nein, Dore, glauben Sie das nicht, und noch weniger sprechen Sie es aus. Erfährt jemand eine Wohlthat, so bin ich es. Durch Erbschaft gelangte ich schon vor Jahren in den Besitz eines kleinen Kapitals, und das kann ich nicht mit auf's Meer herausnehmen. Finde ich Gelegenheit, einen Teil davon sicher anzulegen, so geschieht mir damit ein Dienst.“

„Was nennen Sie sicher?“ fragte Dore spöttisch. „Meinem Vater gleitet das Geld durch die Hände wie trockener Tann; wohin es fliehet, ist ahn's nicht, kann es ihm auch nicht wehren. Er ist krank und für sein Thun nicht verantwortlich. Aber den Tag seh' ich kommen, an welchem der Tisch, an dem wir sitzen, nicht mehr unser eigen ist, und das nennen Sie Sicherheit?“ Sie lachte wieder verbittert und sprach weiter: „Uns trübe also der Vorwurf, Sie um das Ihrige gebracht zu haben, und das kann nicht sein. Sie werden daher das Geld von dem Frese zurückfordern. Verliert er es, ist's seine eigene Schuld. Ja hat keiner darum angegangen, jemand Vorhüße zu leisten, der keine Rechenschaft darüber abzulegen vermag.“

„Zu spät, Dore, zu spät,“ erwiderte Busow förmlich zaghaft, jedoch von inniger Teilnahme erfüllt, „dem morgen um diese Zeit bin ich weit von hier. Alles ist vorbereitet; keine Stunde über den festgesetzten Zeitpunkt darf ich bleiben. Lassen Sie daher alles, wie es zwischen Frese und mir vereinbart wurde.“

„Nein, nimmermehr geschieht das!“ unterbrach Dore ihn heftig, und die Glut ihrer Wangen verriet tiefe Erregung. „Ist Ihnen an meiner Ruhe gelegen, so nehmen Sie Ihr Geld zurück. Oder möchten Sie sich mit dem Bewußtsein tragen, daß bei der Erinnerung an Sie die Scham mir ins Angesicht steige?“

„Sie wollten wirklich Ihren Vater und damit sich selber wieder in Abhängigkeit von einem Veräter bringen?“ fragte Busow vorwurfsvoll.

„Wären wir von Ihnen weniger abhängig?“ hieß es spöttisch zurück. „Und ohnehin schon zur Dankbarkeit verpflichtet, als sie den Vogel retteten? Sie erstaunen, daß ich's weiß; aber das anzukundschaften, kostete mich nur einen Blick und einige beiläufige Fragen an Frese. Sie können nicht leugnen. Ich hörte den Schuß, während die Großmutter nicht drauf achtete, und wenn ich nicht gleich mit ihr ging, hatte ich meine Gründe dafür. Ja, ich hörte ihn und ahnte nichts Gutes, und was ich ahnte, fand ich bestätigt durch Lorenz; der hatte den Frese gesehen, als er mit 'nem eingewickelten Ruder — ein Gemehr war's — nach dem Walde ging. Ich fand es bestätigt durch die Spuren auf der Hauswand und im Zimmer, wo das Blei auf das Gemäuer schlug. Ja, den Kaptein haben sie getretet, und der Frese wäre nicht so willfährig geworden, wenn Sie ihn weniger in der Gewalt gehabt. Schoß er den Vogel tot, war's ein schreckliches Unglück. Er hätte ebenso gut die Loosendore selber morden können.“ „Trotzdem wollen Sie ihn auf's neue einen gefährlichen Einfluß auf sich einräumen? Nein, Dore, es ist unmöglich, so lange noch ein Ausweg aus diesen Wirren vor Ihnen liegt. Doch hören Sie, und jetzt, da ich im Begriff stehe, auf ewig von Ihnen zu scheiden, Sie die Ueberzeugung gewonnen haben müssen, daß mein Thun wenigstens vorläufig noch nicht zu Ihrer Kenntnis gelangen sollte, darf

ich's wohl eingesehen: es gab Stunden, in welchen Träume von Glück mich beschäftigten, die freundliche Hoffnung in mir wachte, daß unser beider Freud' und Leid, unser beider Zukunft in eins zusammenfließen müßten. Mit blutendem Herzen mußte ich erfahren, daß Sie den Gedanken, einen Teil Ihrer Last auf meine Schultern zu übertragen, mit — ich sage wohl nicht zuviel — mit Berachtung zurückwiesen. Wenn nun das mir vornehmende Glück mir nicht beschieden gewesen, wollen Sie da nicht wenigstens mir das tröstliche Bewußtsein mit in die Ferne geben, Ihnen uneigennützig nach besten Kräften zu Diensten gewesen zu sein? Dore, heraliebe Dore, jetzt bitte ich Sie darum: um meiner Ruhe willen lassen Sie alles bestehen, wie ich es geordnet habe; und wenn Ihre Lage sich von jetzt ab zum Bessern wenden sollte und ich erhalte Kunde davon, so wird meine Befriedigung zu noch viel größer sein als die Ihrige.“

Während Busow sprach, hatte Dore ihr Antlitz wieder abgewendet. Sobald er aber schloß, sah sie ihn fest an. Die Braunen hatten sich einander genähert, das einzige Zeichen eines in ihr tobenden Kampfes. Ruhig blickten dagegen ihre Augen, während es um die festgeschlossenen Lippen wie Trost und unerschütterlicher Eigenwille lagerte. Einige Sekunden säumte sie, wie die zu sprechenden Worte zuvor überlegend, und mit unbewußt gedämpfter Stimme hob sie an:

„Ihr guter Wille ist gewiß dankenswert; das aber hindert mich nicht, Ihren Vorschlag abzulehnen. Mag das Glück meinen Vater nicht sonderlich gesucht haben, so weit ist's noch nicht gekommen, daß jeder Fremde, nachdem er seinen Blick in unsere Verhältnisse gethan, uns ein Almosen in den Schooß werfen dürfte.“

„Aber Frese, Dore, der Frese — er ist ein gefährlicher Mensch — Sie ahnen nicht den vollen Umfang der Schamlosigkeit, mit welcher er Ihren Vater zu Bedingungen zwang.“

„Und wäre er ein Teufel in Menschengestalt,“ fiel Dore heftig ein, obwohl sie ihren stolzen getragenen Nacken ein wenig beugte, „so wollte ich lieber mit ihm vor den Altar treten, als Ihren Vergleich mit ihm anerkennen. Sie nehmen das Geld zurück, oder ich schicke es Ihnen zu. Kostet es mich auch nur ein Wort, um es von dem Frese zu erhalten, zu erfahren, wohin es abgeliefert werden kann, wenn er selbst Ursache haben sollte sich nicht damit zu befassen.“

„Um den Preis Ihrer Freiheit, um den Preis, Ihnen elendes Erdendasein zu bereiten, besetzt er sich gern damit,“ versetzte Busow erbittert.

(Schluß folgt).

## Elisa und Widmar.

Novelle von Rodolphe Töpfer. Deutsch von Adele Reuter.

(Vorfesung.)

(Nachdruck verboten.)

„Dazu bin ich leider nicht berechtigt,“ erklärte ich der alten Frau; „aber Ihr habt mir nicht gesagt, ob Euer Herr nicht irgend einen schriftlichen Befehl hinterlassen hat?“

„Allerdings, lieber Herr; an demselben Tage, an dem ich die Briefe verbrennen mußte, sagte er mir, daß ich nach seinem Tode in einem der Schubfächer ein versiegeltes Schriftstück finden würde, in dem er seinen letzten Willen niedergelegt habe. Ich habe daselbe an der von meinem Herrn bezeichneten Stelle gefunden: hier ist es.“

„Und Ihr habt es nicht geöffnet?“

„Nein, Herr; ich wollte es nicht ohne Zeugen thun, und dann hätte ich auch keine Eile — dieses versiegelte Schriftstück kostete mich Furcht ein.“

„Es trägt Euren Namen, wollt Ihr es öffnen, oder ist es Euch lieber, wenn ich es thue?“

„Definen Sie es, bitte, lieber Herr!“ sagte sie.

Ich öffnete das Schriftstück. Es enthielt mehrere andere Papiere, aber auf dem Umschlag fanden einige an Margarethe gerichtete Zeilen. Ich las sie ihr vor, während die arme Frau in Thränen ausbrach. Sie lauteten folgendermaßen:



„Meine gute Margarethe!

Dir übergebe ich die einliegenden Papiere. Wenn Du mir die Augen geschlossen hast, so lies, was sie enthalten und bringe sie sogleich zu Herrn Notar Bigalle, dem ich in anliegenden, für ihn bestimmten Briefe, Dein Wohl auf das wärmste empfohlen habe. Ich wünsche, daß Du Dich nun ausruhest und nicht wieder Dienste annimmst. Lebe wohl, Margarethe! Wenn Du diese Zeilen liest, ist Dein Herr glücklich. Gedente seiner in Liebe und beklage ihn nicht!

Dein dankbarer Freund

Karl Widmer.“

Die anderen Briefe waren offen bis auf den Brief an den Notar: ich las sie Margarethe vor — das eine enthielt ein genaues Verzeichnis des Nachlasses des Verstorbenen, das andere seinen letzten Willen. Da dieses letztere Schriftstück für diejenigen, die meiner Erzählung bis hierher gefolgt sind, von Interesse sein kann, gebe ich die beiden Verfügungen wieder, die es enthielt:

„Da ich keine direkten Erben hinterlasse, vermache ich mein Vermögen zu gleichen Teilen erstens den Armen der Gemeinde, in der mein Haus liegt, und zweitens meiner Wirtschaftlerin Margarethe Besson, um damit die treuen Dienste, die diese mir zwanzig Jahre lang geleistet hat, wenn auch nur in geringem Maße, zu belohnen. Ich wünsche — jedoch mache ich dies keineswegs zur Bedingung — daß sie in dem Hause, in dem wir solange zusammen gelebt haben, und das nun in ihrem Besitz übergeben soll, weiter wohnen bleibt. Außer und neben ihrem oben genannten Erbteil vermache ich ihr ferner alles, was sie von Wäsche, Silberfachen und Möbeln am Tage meines Todes in meinem Hause vorfindet, ausgenommen die unten angeführten Gegenstände. Von meiner Frau und deren Mutter habe ich die Summe von dreitausend Franken geerbt und verschiedene Gegenstände, die ich nebenselbst anführe. Ich weiß nicht, ob Herr Louis Lemarne, der Vetter meiner Frau, noch am Leben ist; nächst dem verstorbenen Bruder meiner Frau war er ihr nächster Verwandter. Sollte er nicht mehr leben, noch andere Erbberichtigte vorhanden sein, so fällt auch dieser Teil meiner Hinterlassenschaft zu gleichen Teilen an die oben genannten Erben zu.“

Ich selbst war es, den Widmer in diesem Teile seines Testaments als den indirekten Erben seiner Frau bezeichnete. So näherte ich mich auf Wegen, der mir bis zu diesem Tage verborgen geblieben waren, immer mehr diesem unglücklichen Manne, seiner Gattin und meiner lieben verstorbenen Tante, und durch einen nicht weniger wunderbaren Zufall wurde ich Besitzer der Bibel, des Lehnstuhls und all dieser altertümlichen Möbel, deren Anblick mich mitten aus den Wechseljahren meines Lebens in die lachenden Tage meiner Kindheit zurückführte. Besonders das Buch war für mich ein kostbarer Schatz — oft hatte ich mich danach geseht, es wieder zu sehen, — darin lesen zu können, wie meine alte Tante, um gleich ihr Ruhe und Frieden daraus zu schöpfen; und nun, da ich so unverhofft diesen Freund meiner Kindheit wieder gefunden hatte, versprach ich mir tief bewegt, seinen Umgang zu pflegen und mich nicht mehr von ihm trennen zu wollen.

Je mehr all diese Dinge offenbar wurden, desto mehr fiel es mir auf, wie Margarethe mich mit immer ehrfurchtigerer Scheu betrachtete und die vertraute Unbefangenheit verlor, die bis dahin unserer Unterhaltung so großen Reiz verliehen hatte. Es schien, als ob sie die Ehrfurcht, die sie ihrem Herrn entgegengebracht hatte, auf mich übertrüge und als sei es mir mit dem von ihm vererbten Teil seiner Güter ebenso auch das Anrecht auf die Untermüßigkeit und Eherbietung seiner treuen Dienerin zugefallen. Sie hatte sich erhoben und stand nun, nachdem sie leise ihren Stuhl an die Wand gerückt hatte, stumm vor mir, als erwarte sie, daß ich sie anrede.

„Margarethe,“ sagte ich zu ihr, „ich bitte Euch, die Freundin des verstorbenen Herrn Widmer, setzt Euch wieder auf Euren Platz und macht Euch mit dem Gedanken vertraut, daß Ihr die Herrin dieses Hauses seid, nicht nur durch dieses Schriftstück, son-

dern noch viel mehr durch Eure Tugenden und Euren Charakter, die Euch der höchsten Ehrfurcht würdig machen.“

Da setzte sich die gute Alte wieder in meine Nähe, aber viel mehr aus Gehorsam, und um meinem Wunsch zu willfahren, als im Einverständnis mit meinen Worten; denn ihr Herz, in dem wohl noch mehr Bescheidenheit als Ergebenheit, wohnte, war sich seines Edelmutts und seiner Größe nicht bewußt.

Ich nahm alsbald die Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten in die Hand und that die nötigen Schritte, um Margarethe in Besitz ihres kleinen Vermögens zu bringen. Es machte mir durchaus keine Mühe, dank dem Eifer, mit dem Herr Bigalle sich der Sache annahm, dessen edles und menschlich fühlendes Herz sofort die Heiligkeit der Fürsorge Karl Widmers erkannte. Während der gerichtlichen Verfestelung nahm ich Margarethe zu mir: nach Verlauf von einigen Wochen, in denen man die nötigen Formalitäten erlebte und genaue Teilung des Vermögens vornahm, führte ich sie wieder in das Haus ihres verstorbenen Herrn zurück. Nach diesen Tagen der Abwesenheit betrat die alte Frau daselbe nicht ohne Nührung und ihr Schmerz, der durch den

sonst wäre es mir jedoch unmöglich gewesen. Nehmt mich in Euren Dienst, lieber Herr; macht den Haushier, dann könnte ich hier weiter leben. Ihr liebt Herrn Widmer, es wird mir sein, als ob ich noch in seinen Diensten stände . . . als ob ich ihm noch etwas sein könnte.“

„Ich will es gern thun, Margarethe, aber nur unter einer Bedingung: ich bezahle Euch die Wohnung nach ihrem Werte, nicht mehr und nicht weniger. Was Eure Dienste anbelangt, so nehme ich sie gern an, aber um Euch zu zeigen, daß ich Euer Freund und nicht Euer Herr sein will, biete ich Euch keinen Lohn dafür. Ich bin allein; auch ich habe ein schweres Leid durchgemacht, daß mich von der Welt trennt; ich sehne mich nach Anhänglichkeit, die mir Trost und Erquickung bieten könnte, und bei Euch kann ich sie eher finden, als bei jedem andern Menschen: daß sind die Gründe, die mich bewegen, mein Leben in diesem stillen Zufluchtsort zu beschließen und es an das Eure zu ketten. Ihr werdet unsern kleinen Haushalt führen, ich werde Eure Interessen wahren und diese gegenwärtigen Dienste werden uns noch mehr aneinander fesseln. Hier ist unser gemeinsamer Freund, Margarethe,“ fuhr ich, den Hund liebkosend, fort. „Ihr wolltet ihn mir nicht überlassen, ich aber hätte mich nur ungern von ihm getrennt, so werden wir beide ihn gemeinsam besitzen.“

Meine Worte schienen Margarethe sichtlich zu befriedigen. Da sie sich wieder in einer mehr ihren Gewohnheiten zusagenden Lage fand, wurde sie ruhiger; die mancherlei Haushaltungsforgen, die sie fortan wieder beschättigten, lenkten ihren Sinn vom Kummer ab, dem sie sich bisher so willenlos hingeeben hatte. Die Aufopferung war diesem treuen und beschreibenen Herzen ein Bedürfnis, einem Herrn zu dienen, für einen andern zu sorgen, sich selbst vergessen einem andern zu Liebe, das war für sie der Inhalt und Zweck ihres Daseins: und obwohl sie sich nicht aus ihrer dienenden Lage zu erheben vermochte, adelte sie ihre bescheidene Stellung und ungab sie mit einer so hohen Würde, wie sie oft selbst gute Herren nicht ihrer Stellung zu verleihen wissen.

Wenige Tage später, nachdem ich diese für diese Umgestaltung meines Lebens nötigen Schritte gethan hatte, siedelte ich zu Margarethe über und betrat mein neues Heim mit einem Gefühl der Freude und des Geborgenheits und mit dem festen Vorsatz, es nie wieder zu verlassen. Ich richtete mich häuslich ein, ordnete die Möbel meiner Tante nach meinem Geschmack in dem Zimmer, das ich zu bewohnen gedachte und genoh die seit langer Zeit entbehrte Annehmlichkeit einer Gesellschaft, die meine Traurigkeit nicht noch verstärkte, und ich war glücklich, eine Freundin gefunden zu haben, die mit mir an einem Tische aß. Einige Tage später machten wir zusammen einen Besuch auf dem Friedhof, von wo wir am Abend traurig zurückkehrten, von dem Hunde gefolgt, der uns als seine neuen Herrn betrachtete.

In dem mir zugefallenen Möbeln fand ich die Papiere meiner Tante und darunter Briefe von ihrer Tochter und Karl Widmer. Ich hatte mir vorgenommen, sie in den kommenden Mußestunden zu lesen, um daraus mit teilnahmsvoller Neugier alles zu sammeln, was ich aus ihnen über diese so zärtlich geliebte Eliza erfahren konnte. Sobald wir uns in unserer Wohnung eingerichtet hatten, machte ich mich an diese interessante Arbeit; ich sah die Briefe durch, und wenn sie auch viele Lücken enthielten, so konnte ich doch darin die Spur dieser tiefen Liebe erkennen, die, auf Erden beginnend, von der rauhen Hand des Schicksals zerstört wurde und dennoch die Zeit überdauerte, um dereinst im Himmel neu zu erblühen. Sehr oft fühlte ich mich während dieser Arbeit veranlaßt, mein eigenes Geschick zu bitteren Vergleichen heran zu ziehen. Nein! nicht der leibliche Tod ist es, der unserm Herzen die blutigen Wunden schlägt; indem er den Bund der Liebe bricht, fordert gebrochene Schwüre, eine für immer entschwindene Glückseligkeit, Sehnsucht ohne Hoffnung — das sind die Gefühle, die den Tod bis in unser innerstes Herz hineinragen. Da ich nun einmal diese Erzählung begonnen habe, will ich darin fortfahren und alles berichten, was ich von dem traurigen Schicksal



Kronprinz Friedrich August v. Sachsen.  
(S. 334.)

Anblick dieser verlassen Räume wieder neu belebt wurde, kam in dessen Schlußzen wieder zum Ausbruch. Ohne sich der Behaglichkeit ihrer jetzigen Lage bewußt zu werden, gedachte sie nur der Vergangenheit; bitterlich beneidete sie ihren Herrn und schien sich unglücklich zu fühlen, weil sie fortan leben sollte, ohne ihn zu dienen; und so erkannte ich in dieser würdigen alten Frau ein weiteres Opfer jener Liebe, die sich in Kummer verzehrt, wenn ihr der Gegenstand ihrer Anhänglichkeit entrißen wird.

„Margarethe,“ ermahnte ich sie, „gebt Euch nicht so sehr dem bittern Schmerze hin um Euren Herrn, der, wie Ihr wißt, jetzt glücklich ist. Schöpft Kraft aus dem Bewußtsein dessen, was Ihr ihm gewesen und achtet seine Wünsche, die darauf zielten, daß Ihr endlich inmitten einer so wohl verdienten Behaglichkeit Frieden und Freiheit genießen möget.“

Meine Worte, die sie an die Güte Ihres Herrn erinnerten, machten ihre Thränen nur noch reichlicher fließen. Da eröffnete ich ihr einen Plan, den ich während der Zeit ihres Aufenthaltens in meinem Hause gefaßt hatte, und der mir sehr verlockend schien. „Hört mich an, Margarethe,“ begann ich also. „Diese Möbel, die hier stehen, gehören mir, ich will sie nicht aus Eurer Wohnung entfernen; vielmehr möchte ich hierher übersiedeln und mit Euch zwischen Ihnen leben, wenn dieser Vorschlag Euch angenehm sein sollte . . .“

„Oh, lieber Herr,“ antwortete sie alsbald, „unter diesen Umständen will ich gern hier wohnen bleiben;



dieses Liebespaars erfahren konnte und so diese Blätter zu beschließen, die ich bisher nur zu sehr mit meinen eigenen Angelegenheiten erfüllte. Wenn ich mich nicht scheute, das heilige Geheimnis dieser rührenden Liebe zu entwickeln, so würde ich die in meinem Besitz befindlichen Briefe selbst reden lassen; denn welche Erzählung vermöchte wohl den Zauber dieser ganz von Liebe und Anmut erfüllten Zeilen wiederzugeben, in denen sich die Harmlosigkeit, die Frische und Energie der Jugend in ihrem schönsten Lichte zeigen und in so rührender Weise die vertrauensvolle Sicherheit jener Jahre sich geltend macht im Gegensatz zu der nahe bevorstehenden schrecklichen Trennung? Aber ich vermag es nicht; lieber möchte ich diesen Zauber abschwächen, als ihn entweihen.

Elisa Meyer war in Zürich geboren worden und verbrachte dort ihre Kindheit. Ihr Vater, ein liebenswürdiger Mann, der selbst die angenehmsten Eigenschaften besaß, liebte Elisa besonders zärtlich und suchte die glücklichen Anlagen zu entwickeln, die sein liebenswürdiges Vaterherz mit Entzücken in dem Gemüt des Kindes entdeckte. Aber er scheint, so vernünftig seine Bestrebungen sonst auch sein mochten, ein allzu großes Vergnügen darin gefunden zu haben, das Seelenleben seiner Tochter früh zu wecken und zur Entwicklung zu bringen, um sich an den frühzeitigen Früchten seiner Bemühungen zu erfreuen. einem Alter, in dem ihre Gefährtinnen noch an nichts anderes dachten, als an Spiel und Scherz, kannte Elisa schon die mannigfaltigsten, teils starken, teils zarten Gefühle und ihre aufgeregte Seele träumte schon von dem Geldtum der Liebe, der Aufopferung und des gegebenen Wortes; und als ihr wenige Jahre später der geliebte Vater durch den Tod entrisen wurde, warf der Gram das zarte Mädchen so nieder, daß es ihm beinahe gefolgt wäre. Elisa war damals erst zehn Jahre alt; ich habe ein aus jener Zeit stammendes Bild vor mir liegen. Die Züge ihres Gesichtchens sind anmutig und fein; aber der Ausdruck ihrer Augen, das schwermütige Lächeln ihres Mundes und der Heftigkeit des Gesichts, der ihre bleiche Stirn zu umgeben scheint, lassen leicht erkennen, daß dieses Kind seinem Alter weit vorausgeeilt war, und daß sein Herz schon früh den Sturm der Leidenschaften kennen lernen sollte.

Nach dem Tode ihres Vaters siedelte meine Tante nach hier über, von dem Bunsche befehlt, näher bei ihrer Familie zu leben. Hier lernte sie meine Mutter kennen, der sie, wie ich wohl weiß, ein liebevolles und achtungsvolles Andenken bewahrte. Sie widmete sich ganz der Erziehung ihrer Kinder und suchte die allzuknelle Entwicklung ihrer Tochter zu hemmen, während sie die geistigen Fortschritte ihres jüngeren Sohnes zu fördern suchte. Sie ließ dem Knaben von einem jungen Manne Unterricht erteilen, der arm, aber geistreich und aus achtbarer Familie war, und der durch seine Lebensführung und Begabung Gönner gefunden hatte, die meine Tante auf ihn aufmerksam machten. Dieser junge Mann war Karl Widmer. Elisa nahm oft an den Stunden teil; begierig lauschte sie seinen Belehrungen, die ihrem Geiste weit mehr zusagten, als die oberflächlichen Kenntnisse, die ihr von ihren Lehrerinnen dargeboten wurden. Allmählich dehnte sich ihr Interesse auf den Lehrer aus — sie befragte ihn, mit Vergnügen lauschte sie seiner Stimme und der Jüngling, den die Klugheit und Anmut seiner liebenswürdigen Schülerin fesselte, sog in tiefen Zügen den starken Zauber ein, dessen er sich selbst noch kaum bewußt war. Zweifellos hatte meine Tante damals schon diese keimende Neigung bemerkt; aber als liebende Mutter und vorurteilsfreie Frau erkannte sie in dem ehrenwerten Jüngling denjenigen, der vom Schicksal bestimmt war, die Liebe ihrer Tochter zu erwecken, und der ihr überdies die meiste Gewähr für das Glück ihres Kindes zu bieten schien.

Elisa war damals vielleicht vierzehn, Widmer sechzehn Jahre alt. Schon liebten sie sich tief und innig, und diese Liebe wurde noch gesteigert durch die Reinheit ihrer Gefühle. Aus einem jenen Tagen entstammenden Briefe meiner Tante glaube ich schließen zu dürfen, daß die beiden Kinder in ihrer Harmlosigkeit nichts Böses zu thun glaubte, als sie sich ihre Liebe gefanden und ewige Treue schworen. Zu

diesem Briefe schreibt meine Tante, die ein plötzliches Geständnis ihrer Tochter über das Vorgefallene unterrichtet hatte, voll Nachsicht und Hochherzigkeit an Widmer; sie vermeidet es, in seiner Seele durch unglücken Tadel Zweifel wach zu rufen an der Rechtfertigung einer Handlung, die an sich rein und ehrenhaft ist; nur macht sie ihn aufmerksam auf das, was die Schicklichkeit erfordert, sie giebt ihm Einsicht in ihre Verhältnisse, sie ermahnt ihn, wie er nun vorwärts streben solle, und welche Vorsicht das zu tief empfindende Gemüt ihrer Tochter erfordere und giebt ihm zu verstehen, ohne sich jedoch durch ein Wort zu binden, daß diese von ihm ersehnte Verbindung der Preis sein sollte für sein Vorwärtstommen, für seinen Lebenswandel und seine Rechtfchaffenheit. Ich wundere mich nicht, daß die Liebe der beiden jungen Leute, obwohl sie durch die Rückschläge dieser vernünftigen und dabei warm fühlenden Frau gedämpft wurde, allmählich diese Kraft gewann, die dem Ansturm der Jahre und selbst des Schicksals Stand halten sollte.



Die Statue Friedrichs des Großen für Nordamerika.  
(Zert Seite 334.)

Angespornt durch diese Hoffnung gab sich Widmer unermüdet der Arbeit hin; unter dem Scheine der Liebe trieb ihn der Ehrgeiz den höchsten Zielen entgegen und bald zeichnete er sich berakt unter seinen Altersgefährten aus, daß man ihn eine glänzende Laufbahn prophezeite. Neben seiner eigenen Liebe, die ihn mit kühnem Mute erfüllte, entflammten ihn Elisa's Gefühle für alles, was groß, edel und der Begeisterung wert war; die Aufregung des jungen Mädchens ging auf ihn über und steigerte sich noch in seiner Seele; und dann war sie es wiederum, die das Feuer, das sie in ihm entfacht hatte, dämpfte und den allzu kühnen Flug ihres Geliebten hemmte. Diese hohen Bestrebungen verschmolzen ihre einander würdigen Seelen und ließen sie ganz ineinander aufgehen, und so waren sie jetzt schon zweifellos weit erhaben über jene Zeit, in denen ihr Mund sich für die Zukunft durch gegenseitige Schwüre binden zu müssen glaubte. Jetzt fühlten sie sich schon mehr und mehr durch ihre Gelübde mit einander verbunden, und schon erkannte meine Tante mit Schrecken, daß das Leben dieser beiden Menschen ganz von ein-

ander abhing. Ich schließe dies aus einem Briefe Karl Widmers, in dem dieser unglückliche junge Mann mit jener kühnen Sicherheit, wie sie tiefe und leidenschaftliche Gefühle zu geben vermögen, Elisa's Mutter zu beruhigen sucht; er scheint dem Schicksal trocken, seine Schläge herausfordern zu wollen und, von einer Leidenschaft getäuscht, die ihn vorübergehend über die Menschheit erhebt, schreibt er folgendermaßen:

„Was thut es, wenn der Tod uns auch körperlich auf kurze Zeit von einander trennen sollte, wenn nur unsere Seelen nicht von ihm vernichtet werden! Die Seele des einen wird der des andern voraus eilen in den Himmel und sie dort erwarten. Und werden unsere Seelen, während sie auf einander warten, nicht dennoch beisammen sein, einander angehören, sich unaussprechlich suchen und finden? Laß diese Besürchtungen, teure Mutter, sie sind unwürdig unserer Liebe, deren reine und himmlische Flamme von dem rauhen Hauche der über diese Erde wehenden Winde wohl noch mehr angefaßt, aber nicht ausgelöscht werden kann.“

Die Besürchtungen meiner Tante nahmen damals einen solchen Grad der Wirklichkeit an, daß sie ganz davon erfüllt wurde. Sie glaubte an Elisa gewisse heimliche Merkmale des Siechtums zu bemerken. Eine ständige Blässe war an die Stelle der zarten Farben ihrer Wangen getreten; eine auffallende Magerkeit verschärfte die Feinheit ihrer Züge, und, während ihr Gesicht einen leidenden Zug annahm, verriet das ruhige und tiefe Feuer ihrer Augen, daß die Glut ihrer Seele allmählich ihren so arnuttigen und zarten Körper verzehrte. Bald wurden die Besürchtungen der Mutter so quälend, daß sie ein ärztliches Einschreiten nötig machte, wodurch auch Widmer auf den Zustand der Geliebten aufmerksam gemacht wurde. Auf den Rat der Aerzte sollte meine Tante mit Elisa in ein wärmeres Klima reisen, doch in eine Gegend, in der die Wärme der Luft durch die Nähe der Berge und den von ihnen herüber wehenden belebenden und heilenden Hauch gemildert wurde. Sobald der Frühling kam, reisten die beiden Frauen noch Aloja, einer kleinen Stadt in Piemont, die am Ausgang der Schluchten des großen St. Bernhard so günstig gelegen ist, daß die Nähe der Alpen den heißen Hauch der italienischen Winde mäßigt. Die beiden Liebenden nahmen von einander Abschied; es war der traurige Vorgesmack einer längeren Trennung, die dieser Tag voraus sagte!

Leidenschaftliche Herzen finden jedoch in allem Nahrung für die sie verzehrende Flamme. In diesem neuen Aufenthaltsorte und fern von Widmer verzehrte sich Elisa in Sehnsucht nach dem Geliebten; da sie ihn nicht mehr sehen durfte, suchte sie sich für diese Freude Ersatz zu schaffen durch den Flug ihrer Gedanken, die beständig dort weilten, wo Widmer allein und traurig hatte zurückbleiben müssen; als stände ihr der Geliebte zur Seite, betrachtete sie das ihr fremde Land und Volk und das malerische Nebeneinander römischer Ruinen und moderner Behausungen, das der Stadt Aosta ihr eigenartiges Gepräge verleiht. Bewundernd blickte sie zu den schneebedeckten Spitzen der Hochalpen hinüber, die so dicht hinter diesem blühendem Thale auftauchten, und, da sie nichts genießen wollte, ohne den Geliebten daran teilnehmen zu lassen, benutzte sie die langen Stunden des Tages, um ihm die empfangenen Eindrücke mitzuteilen, wobei sie die poetischen Schilderungen der Gegend hin und wieder mit den leidenschaftlichen Bekenntnissen ihrer in der Entfernung weniger schüchternen Liebe unterbrach. Da sie so in fortwährender Erregung und Unruhe lebte und beständig von glühenden Gefühlen durchdrönt wurde, vermochte auch die Milde des Klimas ihren Körper nicht vor dem zerstörenden Einfluß des Gemütes zu schützen, bald war sie der Anstrengung eines Spaziergangs oder einer Arbeit nicht mehr gewachsen, ja, sie mußte sich auch, so schmerzlich ihr dies war, jeden Briefwechsel mit dem Geliebten verjagen, und ihre mit der Wahnahme der Körperkräfte schwächer werdende Erregung verwandelte sich oft in unwillkürliches Weinen und stille Wehmut, was ihrer Gesundheit nicht weniger schädlich war.

Wie fühle ich mit Dir, Du liebes Mädchen! Wie rührend erscheint mir Dein Bild, daß sich dem







